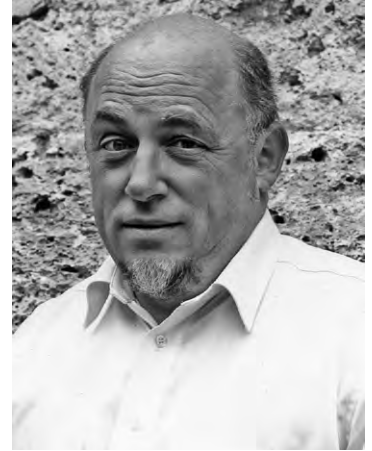


Ein Spaziergang durch die Pilzwälder der Literatur – und was einem dabei durch den Kopf geht.



Da stehen die Mittelklassewagen mit den großstädtischen Nummernschildern wieder verdächtig früh auf den Wanderparkplätzen, und leider nicht nur dort. Alles Jogger? Oder verantwortliche Waldfestbesucher, die gestern Nacht mit dem Sammeltaxi heimgefahren sind?

O holde Einfalt! Die Pilzsammler sind eingefallen. Kein Waldweg ist den Gierlingen zu schmal oder zu matschig, und Verbotsschilder taugten noch nie zur Suchtprävention. Morgens um halb sechs ist die Welt noch ohne Ordnungshüter.

Wer jetzt keinen Korb hat, findet keinen mehr – es sei denn, das Sammlerglück gibt ihm einen und schafft damit tiefen Verdruss.

Ach, mögen sie doch unruhig sammeln, wenn die Blätter treiben und der Fieselregen im Nebel ihre Tarnparkas netzt. Nein, heute aktivieren wir die Berg- oder Gummistiefel einmal nicht, gönnen Korb und Kamera eine Verschnaufpause, lassen die Lupe an der langen Leine, das Messer in der Scheide, das Mikroskop im Kasten. Verwandeln wir an diesem Sonntag die Wohnzimmercouch in die urgemütliche Suhle des literarischen Trüffelschweins!

Im Wald laut rufen.

Die Pilze und Märchen holen uns ein.

Die ersten Zeilen eines Pilzgedichts, das uns begleiten wird. Von wem es stammt, dürfen Sie raten. Literaten diverser Couleur und Qualität haben sich der Pilze bemächtigt und allerhand mit ihnen angestellt. Das Thema ist ja auch dankbar genug.

Natürlich gibt es den „Pilzkrimi“ – die Branche, deren bestes Stück in England alljährlich den „silbernen Dolch“ verliehen bekommt, handelte schließlich auch grob fahrlässig, würde sie die vielfältigen Möglichkeiten der Pilzriminalität ungenutzt lassen. Dorothy Sayers, eine der großen alten Damen des Genres, hat in dem Roman *Der Fall Harrison* minutiös nachvollzogen, wie sich eine scheinbare Selbstvergiftung durch Fliegen- oder Pantherpilze als heimtückischer Mord entpuppt. Nur selten dürfte ein Hobbymykologe in seiner sympathischen Harmlosigkeit so treffend dargestellt worden sein wie der arme George Harrison, dessen Tod den Hinterbliebenen Rätsel aufgibt. Sayers lässt ihn in einem Brief an seinen Sohn schreiben: „Glücklicherweise ist jedoch das Wetter sehr günstig, ich konnte viel zeichnen und Streifzüge nach Pilzen unternehmen. Natürlich entging mir unser alter Freund Bovist, *Lycoperdon giganteum*, aber ich sammelte

gestern ein wunderbares Gericht von kleinen Wiesenchampignons, und morgen will ich auf die Suche nach *Amanita rubescens* gehen; ich habe die Absicht, sie sehr langsam und vorsichtig in Rinderbrühe geschmort auszuprobieren oder in falscher Bratensoße aus *Fistulina hepatica*, falls ich ein gutes Exemplar finde ...“

Man glaubt, die Pilzbücher auf dem Schreibtisch der Autorin liegen zu sehen. Und beim neugierigen Leser. Die Übersetzerin hatte offenbar keine, sonst hätte sie uns nicht krypt(ogam)isch mit den lateinischen Namen abgeseipelt.

Irgendwie muss ein Pilzfreund im Lektorat der Krimireihe des Scherz-Verlags gesessen haben, denn nur dreizehn Bände nach dem Buch von Dorothy Sayers erschien unter lfd. Nummer 768 June Thomsons Werk *Pilze aus des Teufels Küche*, in dem Knollenblätterpilze von Mörderhand unter die Champignons gemischt werden.

Der „Mykologe im Kriminalroman“ ist allerdings nicht immer ein braver Naivling wie Mordopfer Harrison. Da gibt es schon andere Kaliber. In Rita Knotts Niederbayern-Krimi *Krähenbrut* schildert die Protagonistin das Büro ihres pilzversessenen Vaters folgendermaßen: „... wie immer wurde mein Blick magnetisch angezogen von den winzigen Wesen, mit denen der Schreibtisch übersät war und die mir ihre blanken, geriffelten, getupften Schädel entgegenreckten, beige, braun, rot, scheibenförmig, manche nicht größer als ein Fingernagel, andere faustgroß oder von der Form eines kleinen Pfannkuchens. Pilze in Form von Gartenzwerge, Pilze in Händen von Gartenzwerge, Pilze als nie genutzte Aschenbecher, Briefbeschwerer, Vasen, nichtsnutzige Tellerchen, Grüße aus aller Welt auf Pilz-Postkarten, dazwischen Fotos von bärtigen Pilzsammlern mit entrücktem Lächeln, die ein verdrehtes Exemplar bestaunten wie ägyptische Sklaven die Grabbeigaben für ihren dahingegangenen Pharao.

Und über und zwischen allem der große, in der Dämmerung weiß leuchtende Schädel meines Vaters. Die Sonne im Zenit des Mykologen-Universums.“

So viel zu jenen Mykologen, die meinen, ihre Familien hätte unter ihrer Leidenschaft nie zu leiden gehabt.

Der Autor eines Romans entwirft ein kunstvoll gesponnenes „Handlungsgeflecht“, das nicht nur das fiktive Umfeld seiner Figuren, sondern, im übertragenen Sinn, auch die Seiten des fertigen Buches durchzieht wie ein ... natürlich, wie ein Myzel den Waldboden. Alles ist vernetzt. Und weitläufig hat auch jeder Romancier schon einmal etwas von Pilzen gehört, hat Pilze gegessen, sich mithilfe von Magic mushrooms vorübergehend in andere Welten versetzt oder war an einer Mykose erkrankt. Zumindest eine literarische Größe – Nicholas Evans, der Autor des Weltbestsellers *Der Pferdeflüsterer* – erlitt, was andere nur beschreiben: eine böse Pilzvergiftung. Nach einem Mahl aus Spitzgebuckelten Rauköpfen (*Cortinarius rubellus*) verdankt er den Umstand, dass er noch unter den Lebenden weilt, der rechtzeitigen Verfügbarkeit einer Spenderniere.

Wer im Übrigen die Phantasie der Kriminalschriftsteller für übertrieben, ihre Handlungsäden für an den Haaren herbeigezogen hält, unterschätzt den mörderischen Einfallsreichtum von Menschen, die mit beiden Beinen im Leben stehen, gewaltig. In einer

kleinen Gemeinde im schweizerischen Kanton Zürich wurde im September 1993 ein Ehemann von seiner Frau und deren Geliebtem mit einer Injektion aus dem Saft Grüner Knollenblätterpilze umgebracht. Wie *Der Zürcher Oberländer* berichtet, hatte sich das Paar die Mordwaffen „unter einem Vorwand bei amtlichen Pilzkontrolleuren der Kantone Zürich, Aargau und Graubünden“ beschafft. Welch grauenhafter Missbrauch der „Pilzberatung“!

Wenn bei saisonalen Giftpilzschwemmen in den Medien ausführliche Knolli-Warnungen erscheinen, frage ich mich manchmal schon, ob man damit nicht erst den einen oder anderen skrupellosen Zeitgenossen auf dumme Gedanken bringt. Warnungen dieser Art können schließlich auch im folgenden Sinne interpretiert werden: *Tödliches Gift wegen Überangebots kostenfrei abzugeben. Besuchen Sie mich! Ihr Wald.*

Vielen Menschen sind Pilze schlicht und ergreifend unheimlich; sie fürchten sich vor ihnen wie vor Schlangen, die ebenfalls giftig sein können. Das wusste auch unser Dichter, als er seine zweite Strophe schrieb:

*Jede Knolle treibt jüngeren Schrecken.
Noch unter eigenem Hut,
doch die Angsttrichter rings,
sind schon gestrichen voll.*

Die Angst rührt in literarischen Pilzdarstellungen jedoch keineswegs nur daher, dass man verkehrte Schwammerl auf den Tisch bekommen könnte. Was sich aus fauligem Holz emporzwängt oder aus gärigem Humus aufsteigt, was trübe, feuchtkalte oder feuchtwarme Tage bevorzugt, was nachts aus dem Nichts sprießt, was wächst wie verhext und manchmal schleimig und schmierig, manchmal sperrig und grob ist, manchmal stinkt wie der Tod und manchmal dem Kot entspringt, stößt bei Kulturästheten auf Befremden. Eugen Roth hat in seinem köstlichen Gedicht *Der Pilzsucher* beschrieben, wo sich die Sammler mitunter herumtreiben: „Durch den Modergrund, den fetten, / Wo beim morschen Erlenstrunke / In den Tümpeln voller Letten, / Grau von Warzen, Kröt und Unken / Schlammversunken untertunken ...“ Ja, da droht in der Tat Panik wie beim nächtlichen Alptraum von der Klapperschlange unter der Bettdecke!

Frühkindliche Prägungen mögen ihren Teil dazu beitragen. Nie werde ich jene Szene vergessen, die ich einst im Wandsbeker Gehölz zu Hamburg erlebte, unweit des Gedenksteins für den Dichter Matthias Claudius: Da war der Dreikäsehoch, der neugierig auf einen aus dem Stammgrund einer alten Eiche hervorwachsenden Harzigen Lackporling (*Ganoderma resinaceum*, seltene Rote-Liste-Art!) zutappelte – und der jähe Aufschrei der begleitenden Erziehungsberechtigten, also vermutlich der Mutter: „Igitt, pfui, Pilz, weg da!“ Der Klaps und das anschließende Gebrüll klingen mir heute noch in den Ohren. Aus, vorbei, der Sprössling ist vielleicht Makler, Mathelehrer oder Metzger geworden, aber gewiss kein Mykologe, und ohne langwierige Psychotherapie wird sein Verhältnis zum Pilz zeitlebens ein gestörtes bleiben.

Im Zeitalter des *shareholder value* und der Wiederbelebung anderer Goldener Kälber des Raubkapitalismus, die kein Schnelltest auf Verträglichkeit prüft, hat sich ein anderes Pilzthema in den Vordergrund gespielt: Die Trüffel als teuerstes vegetabilisches Handelsgut steht im Mittelpunkt des heiter-spannenden Romans *Trüffelträume* des britischen Bestsellerautors Peter Mayle. Mafiöse Geschäftemacher glauben dem Geheimnis der erfolgreichen Trüffelzucht auf der Spur zu sein und – Zitat – : „Die Methoden, mit denen sie ihre Interessen verfolgen, sind nicht normal.“ Wie sollten sie das auch – bei Kilopreisen um die dreitausend Euro für die begehrten Knollen? Ich komme später noch einmal auf sie zurück ...

Ein anderer Zeitgeist durchweht Bernhard Kegels Wissenschaftssatire *Wenzels Pilz*, in der Monster-Fliegenpilze außer Kontrolle geraten und plötzlich als gierige Parasiten jene Bäume zerstören, mit denen sie jahrmillionenlang in friedlicher Mykorrhiza-Partnerschaft gelebt haben. Einer Expertengruppe, die den betreffenden Wald im hohen Norden Norwegens besucht, bietet sich ein apokalyptisches Bild. „Überall ragten tote Baumgerippe in den grauen Himmel. Alles Leben schien verstummt zu sein bis auf diese kraftstrotzenden, in Warnfarbe leuchtenden Pilzhüte ...“

Der Autor, ein studierter Ökologe, schreibt in seinem Nachwort: „Dieses Buch handelt von der Freisetzungproblematik“, also jenen umstrittenen Versuchen, genmanipulierte Pflanzen unter freiem Himmel anzubauen, ohne die möglichen Folgen zu bedenken. So locker und leicht die Geschichte geschrieben ist, so lässt sie einem doch das Blut in den Adern gefrieren, weil – um es in den Worten des Autors zu sagen – „gerade die Tatsache, wie nahe das gerade noch möglich Erscheinende dem schon für unmöglich Gehaltene ist, wie fließend beides ineinander übergeht (...) etwas Erschreckendes“ hat. Kegels sarkastisches Szenario zeigt, was geschehen kann, wenn Geldgier, Ehrgeiz, wissenschaftliche Verblendung und moderne Forschungsmethodik sich zusammentun, um an den Grundelementen des Lebens herumzubasteln.

Überhaupt, die Wissenschaftler. Des armen ermordeten Hobbymykologen George Harrison haben wir ja bereits gedacht. Ganz anders geht Salcia Landmann in ihren launigen Pilzbetrachtungen mit den Profis im Gewerbe um (zu denen man getrost auch einige avancierte Amateure zählen darf): „Selten im Laufe der Geschichte haben Gelehrte sich so fürchterlich gestritten wie im Mittelalter darüber, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz finden können. Über den physischen Umfang eines Engels regt sich wohl heute keiner mehr auf. Doch wenn es darum geht, einen Täubling wissenschaftlich zu bestimmen und einzuordnen, beschimpfen sich ehrbare Mykologen plötzlich in strafbarer Form.“ Auf die Gefahr hin, dass man mich einen Nestbeschmutzer schilt – dieser intrafakultäre Umgangton ist zwar nicht die Regel, kommt aber durchaus vor und, wie man hört, nicht nur unter Mykologen. Vergleichsweise gnädig geht die Autorin mit den einfachen Pilzsammlern um: „Sie (...) spähen mit fiebrigem Blick in jeden faulen Strunk.“

Bevor wir zu den angenehmeren Assoziationen kommen, die die literarische Welt mit den Pilzen verbindet, sei noch auf ein Phänomen hingewiesen, dass ich, frei nach Goethe als „Zauberlehrlingssyndrom“ bezeichnen möchte. Es geht hier um die

unheimlichen Seiten einer ungeheuren Fruchtbarkeit, die sich für den Fachmann in riesigen Sporenmengen manifestiert und auch dem Laien nicht verborgen bleibt, wenn von einem Tag auf den anderen Tausende von Schopftintlingen am Rande eines Sportplatzes stehen, wenn im Frühjahr die mit Rindenmulch abgedeckten Rabatten vor dem neuen Supermarkt mit Morcheln übersät sind oder eine herbstliche Pilzflut die Wälder heimsucht. Schon ein über und über mit Stockschwämmchen oder Schwefelköpfen bedeckter Baumstumpf löst heimliche Bewunderung aus und stellt die unausgesprochene Frage nach der reproduktiven Potenz, die sich hinter solchen Erscheinungen verbirgt. Wer weiterdenkt, wittert Gefahr, von diesen seltsamen, wuchernden Gewächsen überrannt zu werden wie ein Holzhaus in den Tropen von einem Termitenvolk oder ein Pegida-Anhänger von Menschen, die sich nicht in sein beschränktes Weltbild fügen. Was geschieht, wenn die Schwammerl-Schwemme, und sei es nur in unseren Träumen, zur Überschwemmung wird und uns die Atemluft zu nehmen droht? Die Entfesselung der Fliegenpilze bei Bernhard Kegel ist Folge menschlicher Hoffart, die an Größenwahn grenzt. In Eugène Ionescos surrealistischer Komödie *Amédée oder Wie wird man ihn los?* hat es der arme Monsieur Buccinioni nicht nur mit dem plötzlich unkontrolliert wachsenden Leichnam des Liebhabers seiner Frau zu tun, sondern auch noch mit Pilzen, die binnen kürzester Zeit seine gesamte Wohnung überwuchern. Sie treten hier als „Boten des Unheils“ auf, wie Hans Schwab-Felisch schreibt, und „könnten den Visionen eines Hieronymus Bosch entsprungen sein“. Ihre unermessliche, unaufhaltsame Fruchtbarkeit symbolisiert eine Problemflut, derer niemand mehr Herr wird und die den Betroffenen schließlich in den Ruin treibt. Es ist die Overtüre zu einem grotesken Albtraum, dem die gleichen Elemente des Bedrängt- und Bedrohtseins innewohnen, die bereits im 19. Jahrhundert Emanuel Geibel in seinem Pilzgedicht *Regenzeit* mit folgenden Versen beschreibt: „dicht geschaart und immer dichter / Durch's Revier von Ort zu Ort / Wälzt das schwammige Gelichter / Seine Propaganda fort; / Klimmt mit unheimlicher Schnelle / Hügelan aus jeder Schlufft, / Haucht von jeder sumpfgen Stelle / Seinen Brodem in die Luft.“

Was Geibel mit Worten bildhaft vorführte, erleben wir heute in Zeitrafferfilmen über Myxomyceten. Doch fühlt sich der Hobbymykologe unserer Tage noch auf eine ganz andere Weise von der Pilzflut bedrängt oder bedroht – dann nämlich, wenn nach einer Exkursion in der Hauptsaison Dutzende von seltenen oder kritischen Arten im Korb oder, zwischengelagert, im Kühlschranks der Bestimmung oder Bestätigung harren; wenn sich die untersuchungsbedürftigen Arten vor dem Mikroskop stauen wie die Wohnmobile zu Ferienbeginn vor dem Alpentunnel; wenn die Fresslust der Insektenlarven in Wettstreit tritt mit der Forscherlust; wenn aufgeschlagene Fachbücher zu wackeligen Türmen heranwachsen; wenn familiäre und berufliche Pflichten und Briefe an das Finanzamt vernachlässigt werden; wenn Ratsuchende mit ihren Gallenröhrlingen vor der Tür Schlange stehen und schließlich auch die nicht rechtzeitig mit Strom versorgte Kamera ihren Geist aufgibt ... Da wird bisweilen der Atem knapp, der / die Partner/in unwirsch und manches Hemd bleibt ungewechselt. Im „Pilzstress“ keimen Zweifel auf an der Güte eines Schicksals, das einem zwar ungezählte Stunden passionierter Erkenntnisfreude beschert, in der Summe der verschlungenen Zeit aber auch

viele andere wertvolle Erfahrungen und Lebensbereiche vorenthalten hat. Zur „Binnensicht“ gesellt sich die Ahnung von einer schätzungsweise mindestens 99,98% der Menschheit zugehörigen „Außenwelt“, die sich von der witterungsbedingten Überkapazität irgendwelcher Pilzgeflechte in keiner Weise aus der Ruhe bringen lässt, ja diese in den meisten Fällen überhaupt nicht wahrnimmt.

Nur ein kleiner Schritt ist es vom Staunen über die fruchtbare Fülle und der Furcht vor dem Zugewachsenwerden zur unverhohlenen Erotik des Pilzlichen. Es äußert sich in phallischer Symbolik von Stinkmorcheln und anderen Rutenpilzen sowie dem Vertrauen auf die angeblich anregenden, aphrodisierenden Wirkungen bestimmter Pilzarten. Sowohl dem Fliegenpilz, zu dessen Giftcocktail auch enthemmende Substanzen gehören, als auch der Trüffel werden solche Eigenschaften nachgesagt.

Immer war schon wer da.

Zerstörtes Bett – bin ich es gewesen?

Nichts ließ mein Vorgänger stehn.

Auch diese Dichterworte könnte man erotisch interpretieren, und wäre Ihnen der Kontext bekannt, würden Sie es sogar tun. Eine besondere Variante der Pilz-Erotik schildert indessen Gustaf Sobin in seinem Roman *Der Trüffelsucher*. Da verwandelt sich die Liebe zwischen dem alternden Sprachwissenschaftler Philippe Cabassac und einer Studentin nach dem frühen Tod der Frau in eine manische Trüffelbesessenheit des Helden. Er braucht den unterirdischen Pilz nicht zur Stärkung seiner Manneskraft, sondern weil der ihn von der Verstorbenen träumen lässt und ihm deren lebendige Nähe vorgaukelt – eine plumpe Droge à la *Psilocybe* ist die Trüffel freilich nicht:

„Die Macht der Trüffel lag in etwas viel Subtilerem, Raffinerterem. Sie hatte in Wirklichkeit überhaupt keinen Einfluss auf das Traumleben. Im Gegenteil, die Trüffel wirkte sich auf den wachen Körper aus, auf die bewussten Gedanken. Sie beruhigte die Sinne mit ihrem warmen, erdfarbenen Aroma, versetzte das ganze Wesen in einen erhöhten Zustand der Empfänglichkeit (...) Wenn er die Trüffel verzehrt hatte, wenn sie im Blut kreiste, hatte er das Gefühl, in Vollkommenheit auf die reichen, flackernden Bilder vorbereitet zu sein, die jene Träume bringen mochten.“

Der Wunsch nach der von der Trüffel herbeigeführten Traumfähigkeit wird Cabassac zur Sucht. Je mehr die Manie von ihm Besitz ergreift, desto größer wird sein Realitätsverlust. Das Ende ist bitter.

Gustaf Sobin hat hervorragend für seinen Roman recherchiert. Der Leser lernt die komplizierten Lebens- und Wachstumsbedingungen der Trüffel kennen, wird, wie nebenbei, in die Kunst der Trüffelsuche eingeweiht und erlebt eine zu Herzen gehende Liebesgeschichte mit. Ein Pilzroman für höhere Ansprüche!

Vor einigen Jahren fragte mich eine Salzburger Soziologiestudentin zwischen Tür und Angel: „Weißt du, wo *Psilocybe semilanceata* wächst?“, und ich wunderte mich, wie leicht ihr, die mir bis dato nicht als profunde Kennerin gängiger Gift- und Speisepilze

aufgefallen war, der Zungenbrecher über die Lippen ging. Wie sich herausstellte, kannte sie die Standorte der Spitzkegeligen Kahlköpfe besser als ich, der emsige Karrierer. In der Grauzone zwischen abgründig uncoolem Pilzkorb-Spießertum und modischer Szene-Ideologie entwickelte sich eine Subkultur, die sich ihre Traumpilze auf dem Balkon züchtet und in einschlägigen Internetforen ihre Rechtschreibschwäche austobt: „pilozibe is echt GEILLLL, hat krass geflasht kann ich euch nur emfelen.“ Vergiftete man sich früher im Wesentlichen nach dem Motto *Ohne Brille Pilze gesucht – Familie starb*“ (Schlagzeile der Bild-Zeitung vom 1.9.1967), so geschieht es heutzutage immer öfter, dass sich Youngsters aus dubiosen Internetquellen Pilz“kenntnisse“ zusammenspielen und danach futtern, was sie fatalerweise für richtig bestimmte Rauschlinge halten. In einem vielzitierten Fall aus Niederbayern waren am Ende einmal mehr die Nierenspender gefragt.

Der wortgewandten Studentin empfahl ich übrigens die Lektüre von Martin Suters unheimlichem Pilzdrogenroman *Die dunkle Seite des Mondes*, in dem die allmähliche Wandlung des erfolgreichen Wirtschaftsadvokats Urs Blank zum menschenfeindlichen Einzelgänger und Mörder geschildert wird. Unter dem Einfluss der „Zauberpilze“ gelingen ihm Dinge, die herkömmlichen Pilz-Gourmets gemeinhin vorbehalten bleiben: „Blank löste den Wald in seine Grundfarben auf und mischte sie neu. Dann begann er seine Formen zu ändern. Ein Wald aus lauter bunten Würfeln, ein Wald aus Kuben, aus Zylindern, aus Tupfern und Schleiern ...“

Aber verlassen wir nun die schlüpfrigen Pfade und wenden uns unschuldigeren Gelüsten zu (obwohl wir auch dabei auf rutschige Wege geraten können). Pilze sammeln! Einfach hinaus in den Wald hinter dem eigenen Haus oder dem Urlaubsquartier, in Regenmantel und festem Schuhwerk, mit Korb, Klappmesser und Kompass (heute eher GPS), mit knautschfähigem Pilzführer in der Tasche oder einem Kenner an der Seite, der um Himmels willen kein Besserwisser sein sollte. Reihen wir uns ein in eine illustre Schar: Dass Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, ein begeisterter Pilzsammler war, ist definitiv eine der harmloseren Geschichten, die über den Führer der russischen Oktoberrevolution erzählt werden. Auch der ehemalige SPD-Vorsitzende Oskar Lafontaine gehört zu den Prominenten des vergangenen Jahrhunderts, die auf spannenden Pilzwanderungen Entspannung suchten, wiewohl sich die Frage, ob im Walde so für sich hin schreitende Politiker auch von den (oder ihren) Märchen eingeholt werden, wie unser Dichter in der ersten Strophe sang, im Nachhinein kaum mehr beantworten lässt. Der Schauspieler Maximilian Schell bekannte sich öffentlich zum Kraftquell Pilzesuchen, und der amerikanische Avantgarde-Komponist John Cage war sogar Mitbegründer des New Yorker Pilzclubs. Kein Wunder, dass sich bei so vielen erlauchten Pilzsympathisanten auch unsere Literaten des Themas bemächtigt haben. Pilzesammeln als Lifestyle-Vergnügen, wackere Pilzberater in der Rolle von Freizeit-Animatoren!

Ja, wo sammeln sie denn?

Zum Beispiel im *Butt*, dem opulenten, rezeptreichen Romanepos von Günter Grass: „Als die Gesindeköchin Amanda Woyke gestorben war, worauf überall die Franzosen

Quartier machten, und Sophie, Amandas Enkelkind, mit noch immer revolutionärem Sinn dem Gouverneur Napoleons die Küche zu führen begonnen hatte, trafen sich im Herbst des Jahres 1807, als in allen Wäldern die Pilze zuhauf standen, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit den Dichtern Clemens Brentano und Achim von Arnim in der Försterei des Olivaer Waldes, wo sie verlegerisch tätig sein und ihre Gedanken tauschen wollten.“

Auch Brentanos Schwester Bettina und der Maler Philipp Otto Runge sind dabei, als man sich nach längeren Gesprächen und einem heftigen Streit der Geschwister Brentano tatsächlich zu einem Gang in die Pilze entschließt. Doch wer nun glaubte, der geistigen Creme der deutschen Romantik würden die Pilze zufliegen wie einst die gebratenen Tauben dem Müßiggänger im Schlaraffenland, der hätte sich arg getäuscht. „Der Olivaer Wald war ein Buchenwald, der in den Wald um Goldkrug und die landeinwärts gehügelten Wälder der Kaschubei übergang. Brentano wurde (...) schon bald von einem Gefühl tiefer und hoher, umfassender und enggeführter Frömmigkeit überwältigt, sodass er danach, mit nichts im Korb, an einem glatten Buchenstamm lehndend und vor Weltschmerz weinend, vom zarten Wilhelm gefunden und dergestalt vergeblich getröstet wurde, dass auch Wilhelm in Tränen ausbrach, worauf sich beide in den Armen hielten, bis sie still wurden und endlich doch noch, wie blindlings, einige Pilze sammelten: zumeist ungenießbare Täublinge und mehr Schwefelkopf als Hallimasch.“ Schöner kann man einen miserablen Speisepilzaspekt kaum beschreiben.

Während Achim von Arnim und Bettina – sie verehelichten sich bekanntlich später – im Fliegenpilzrausch miteinander flirteten, hatten Jacob Grimm und Philipp Otto Runge „indessen ernsthafte Gespräche geführt, und dennoch waren ihnen dabei viele Krempelinge und einige Steinpilze begegnet.“

Bei weitem übertroffen an epischer Breite wird die Grass'sche Pilz-Romantik freilich von einem anderen Fixstern am deutschen Literatenhimmel, Peter Handke. Der schriftstellernde Ich-Erzähler in dem Roman *Mein Jahr in der Niemandsbucht* fällt der Pilzsammel- und Beobachtungsleidenschaft anheim und schildert diesen mentalen Eskapismus in allen Facetten. Auf welches Sprachabenteuer man sich bei Peter Handke einlässt, zeigt eine Textpassage, in der der Zustand des Waldes nach einem Besuch auswärtiger Pilzsammler beschrieben wird:

„Sie ließen sich selten blicken, und am Anfang kamen mir fast nur ihre Spuren unter. Diese stammten von Wühlern; von Tag zu Tag mehr erschien der lichtgraue Laubboden unterbrochen von moorschwärzlichen Stellen, wo das Unterste nach oben gekehrt war. Manchmal ergab das förmlich Suchzeichen, Kreise, Spiralen, Wellenlinien, Zickzack, Recht- und Dreiecke, Labyrinth, und ich stellte mir eine Serie von Photographien dazu vor, ‚Symbole des Suchens‘. Meist jedoch handelte es sich eher um Schauplätze der Gewalttätigkeit, wie von einem jähen Beuteschlagen durch ein wildes Tier, nur daß von der jähen Beute, außer einem schwarzen, tiefen Erdloch, nicht einmal eine Faser liegengeblieben war.“

In Handkes Mykosophie finden sich immer wieder Assoziationen und Gedanken über Sein und Wesen von Pilzen und Dichtern, die zum Nachdenken anregen. Aber manches

klings auch ein wenig selbstverliebt, und der Sprach-Teig erscheint mir hier und dort etwas zu dünn ausgewalzt, als gehe es darum, möglichst große Flächen zu bedecken: Fünfundzwanzig Seiten umfasst allein die Pilzschilderung in der *Niemandsbucht*. Vor zwei Jahren hat Peter Handke dann mit dem *Versuch über den Pilznarren* ein ganzes Buch über die Kryptogamenbesessenheit vorgelegt, das für den deutschsprachigen Mykologen allein schon wegen des Renommees des Autors quasi zur Pflichtlektüre gehört. Persönlich bin ich mit diesem Werk nicht warm geworden, weil mir zu vieles bekannt erschien, manches sogar banal, und der Spannungsbogen stellenweise arg durchhängt. Viele gelungene Detailschilderungen, literarische Miniaturen, gefielen mir aber und so war es die Suche nach ihnen und weniger der Fortgang der Handlung, die mich bis zum Ende durchhalten ließ. Dort, auf der letzten Seite, stand dann wieder ein bemerkenswerter Satz, den ich nur unterschreiben kann: „Für eine Geschichte, diese hier zumindest, aus der Pilzwelt hat das Märchenhafte, bei all dem täglichen Giftgeschwätz, den sommer- und herbstlichen Giftregentagen, den Anrufen jahraus, jahrein bei den Internationalen Giftzentralen, zu guter Letzt, wie gesagt, seinen Platz.“

*Wir unterscheiden: schmackhafte
ungenießbare giftige Pilze.
Viele Pilzkenner sterben früh
und hinterlassen gesammelt Notizen.*

Einspruch, Euer Ehren! Der wahre Pilzkenner stirbt hochbetagt, sofern er von pilzunabhängigen Unfällen und Erkrankungen verschont bleibt. Warum? Weil er sich eben nicht durch frühen Leichtsinn selbst vergiftet und überdies weiß, dass er noch als rüstiger Greis in seinem von Kindesbeinen an penibel durchforschten Hauswald auf neue, nie dagewesene Arten stoßen wird. Die Flamme der Leidenschaft wärmt auch das alte Herz und lässt es lange schlagen; hierin ist die Liebe zum Pilz einer glücklichen Ehe vergleichbar. Der Hinweis auf die hinterlassenen Notizen hat schon eher seine Berechtigung. Mit jedem Mykologen, der uns nach einem langen Leben verlässt, stirbt auch ein phänomenaler Schatz an Erfahrungen. Nur wenigen ist das Glück eines kongenialen Erben vergönnt, der die geliebten Bücher mit der ihnen gebührenden Achtung behandelt und sogar imstande ist, die handschriftlichen Aufzeichnungen des Erblässers zu entziffern. Bisweilen enden Kostbarkeiten, deren Wert von überforderten Erben nicht erkannt wird, auf der Müllhalde – ein unwiederbringlicher Verlust, der vielleicht durch ein einziges Telefonat mit einem kompetenten Fachkollegen des Verstorbenen hätte verhindert werden können. Im Idealfall geraten die gut getrockneten und sorgfältig etikettierten Exsikkate in eine öffentlich zugängliche Sammlung. Dort herrscht in klimatisierten Räumen ehrfurchtsvolle Stille, und manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass dem jungen Studenten, der hier an seiner Diplomarbeit sitzt, der Geist des alten Sammlers wohlwollend über die Schulter schaut.

Reizker, Morchel, Totentrompete

In dieser freistehenden Zeile lässt der Dichter die Magie des Wortes wirken. Man möchte ihm noch ein paar andere Namen zuflüstern: Mohrenkopf, Muscheling und Mutterkorn; Runzelschüppling, Rübling und Rindensprenger; Saftling, Schleimfuß, Schneckling und Schlauchzitterling; Blaunuss, Bischofsmütze und Bauchwehkoralle; Hahnenkamm, Herkuleskeule, Hexenbutter und Hängezähnen; Knorpelporling, Knäueling, Klapperschwamm, Krötenöhrling, Klumpfuß und Kurzhaarborstling ... In jedem Pilzbuch-Register steckt eine Prise kauziger Poesie!

*Mit Sophie gingen wir in die Pilze.
Das war, als Napoleon nach Russland zog.
Ich verlor meine Brille
und nahm den Daumen;
sie fand und fand.*

Da versagt die Kunst des Interpreten. Man muss ja auch nicht immer alles verstehen, schließlich heißt das Gedicht *Zum Fürchten*. Es stammt vom unlängst verstorbenen Literatur-Nobelpreisträger Günter Grass aus dem myko-erotischen Text- und Zeichenbuch *Mit Sophie in die Pilze gegangen*.

Der deutsche Pilz ist auf dem literarischen Olymp in Ehren empfangen worden – und damit ist – eigentlich – alles gesagt.

Literatur:

- GEIBEL E (1877): Spätherbstblätter, 2. Aufl. Stuttgart.
- GRASS G (1977): Der Butt. Darmstadt/Neuwied.
- GRASS G (1987): Mit Sophie in die Pilze gegangen. Göttingen.
- HANDKE P (1994): Mein Jahr in der Niemandsbucht. Frankfurt am Main.
- HANDKE P (2013): Versuch über den Pilznarren. Eine Geschichte für sich. Berlin.
- IONESCO E (1959): Amadée oder Wie wird man ihn los, in: Theaterstücke, Bd. 1. Aus dem Französischen von Serge Stauffer. Zürich.
- KEGEL B (1993): Wenzels Pilz. München/Zürich.
- KNOTT R (2003): Krähenbrut. Dortmund.
- LANDMANN S (1965): Gepfeffert und gesalzen. Gericht über Gerichte – ein streitbares Kochbrevier. Olten.
- MAYLE P (1997): Trüffelräume – die provenzalischen Abenteuer des Mr. Bennett. Aus dem Englischen von Klaus Fröba. München.
- ROTH E (1961): Ernst und heiter. München.
- SAYERS D (1981): Der Fall Harrison, 5. Aufl. Aus dem Englischen von Gerlinde Quenzer. Bern/München/Wien.
- SOBIN G (2000): Der Trüffelsucher. Aus dem Englischen von Malte Friedrich. Berlin.

SUTER M (2000): Die dunkle Seite des Mondes. Zürich.

THOMSON J (1980): Pilze aus des Teufels Küche. Aus dem Amerikanischen von Inge Riedel. Bern/
München/Wien.

PS: Liebe Abonnenten, Leser und Freunde der *Mycologia Bavarica*!

Nach fünfzehn Ausgaben unserer Zeitschrift, die ich als leitender Redakteur betreuen durfte, übergebe ich diese Aufgabe mit dem aktuellen Band 16 in jüngere Hände. Ich möchte die mir verbleibende Zeit dazu nutzen, wieder selber mehr zu schreiben und werde selbstverständlich unserer Zeitschrift die Treue halten. Bei allen, die mich in den vergangenen Jahren als Autoren, Lektoren, Korrektoren oder in anderen Funktionen mit Rat und Tat unterstützt haben, möchte ich mich herzlich bedanken.

Till R. Lohmeyer